

kaum jemals verlassen und niemals das Bedürfnis empfunden hatte zu reisen, so ist auch das typisch für diesen gänzlich unerotischen und darum auch — ein scheinbares Paradoxon — in gewissem Sinne unmetaphysischen Menschen. Kants seelisches und geistiges Gleichgewicht war nämlich so sehr von der Konstanz aller umgebenden Eindrücke abhängig, daß eine Reise mit ihrer notwendigen Variation dieser Eindrücke ihm von vorn herein unmöglich erscheinen mußte. Dieses Konstanzbedürfnis ging so weit, daß der Philosoph einmal erklärte, er könne nicht frühstücken, weil der neue Diener den Teetisch in einem etwas andern Winkel aufgestellt hatte, als er zu stehen pflegte. Kant selbst legte nun Hand an, bis es ihm nach langwierigen Versuchen endlich glückte, den Tisch in die „richtige“ Lage zu bringen. Und als Wasianski als unerwarteter Frühstücksgast erschien, da wurde er, der intimste Freund Kants, von diesem gebeten, sich so zu setzen, daß Kant ihn nicht sehen müsse. Seit mehr als einem halben Jahrhundert, so erklärte der Philosoph, habe er keine lebende Seele beim Tee um sich gehabt, er könne darum in andres sich nicht mehr fügen. Wie sehr die Unveränderlichkeit und Gleichförmigkeit aller umgebenden Reize Bedingung für Kants geistige Existenz war, geht auch daraus hervor, daß Kant nur dann philosophieren konnte, wenn er jahraus, jahrein, nach sechs Uhr morgens durch das Fenster seines Arbeitszimmers auf einen bestimmten Punkt des Löbenichtschens Turmes blickte. Als dann in Nachbars Garten die Pappeln so hoch emporgewachsen waren, daß sie den Turm verdeckten, war Kant verzweifelt und erklärte, nun nicht mehr ungestört denken zu können. So mußte sich denn der Nachbar, ein Verehrer Kants, entschließen, im Interesse der deutschen Philosophie die Pappeln zu stutzen. Dem glücklichen Umstand dieser Bereitwilligkeit verdanken wir Kants grandioses System der Transszendentalphilosophie.

Als aber Kant aufgehört hatte, geistig schöpferisch tätig zu sein, da erst erwachte in dem alten Herrn plötzlich eine unbändige Sehnsucht nach Reisen. Nun, an der Grenze der Achtzig, schwärmte er mit einem Male von weiten Auslandsfahrten und Weltumsegelungen. Die Freunde vertrösteten den Philosophen auf die warme Jahreszeit, und mit rührendem Ernst begann er nun schon im November die Tage bis zum Sommer zu zählen. Immer wieder schmiedete er Weltreisepläne, und Abend für Abend erging er sich in schwärmerischen Phantasien über die nie gesehenen Schönheiten der weiten Welt.

Endlich war der Sommer gekommen und mit ihm ein schöner, warmer Tag. Ein Wagen wurde gemietet, und als „Reiseziel“ bestimmten die Freunde ein Landhäuschen, das eine kleine Viertelstunde außerhalb der Stadt lag. „Gut“, sagte Kant, „wenn es nur recht weit ist.“ Und noch beim Einsteigen in den Wagen wiederholte er die Losung: „Nur recht weit!“

Man fuhr los — aber die Kutsche hatte das Stadttor noch nicht verlassen, als Kant den Weg schon als peinlich lang rügte. Mit Mühe erreichte man das Landhaus, rasch mußte der Kaffee getrunken und schon wieder an die Rückfahrt geschritten werden. Der Heimweg — zwanzig Minuten Wagenfahrt — dünkte den Philosophen schon von unerträglicher Dauer. Endlich war man wieder zu Hause. Mißmutig über die weite „Reise“ und die lange Abwesenheit von daheim — fast eineinhalb Stunden! — ließ Kant sich entkleiden, wurde ruhiger und schlief ein. Er machte oft noch kühne Reisepläne, doch hat er Königsberg nie verlassen.